

Nr. 227. Bromberg, den 18. Oktober 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

(27. Fortsetzung.)

Er sprang vom Sofa auf und lief durch das Zimmer, öffnete beide Fensterflügel und schloß sie wieder, sah nach dem Zifferblatt der Uhr, die neben dem großen, grünen Ofen pendelte und stieß den Riegel an der Türe vor.

„Elemer!", mahnte Luise Radanyi. „Was ist es denn, mein Bub, hast du denn kein Erbarmen mehr mit deiner armen Mutter!"

„Erbarmen — Mutter — hab du's mit mir" — er setzte sich neben sie und faßte ihre beiden Arme mit schwerem, hartem Griff der Finger. „Sag, Mutter — aber die Wahrheit muß es sein —" seine Augen hypnotisierten sie förmlich, „gibt es — in unserer Familie — Geisteskranke?"

Sie zuckte zusammen. Ihr Mutterherz schrie auf in seiner Qual.

„Also doch —" sagte er mit einem rätselhaften Lächeln. „Ich habe mir's ja gedacht."

Er ließ ihre Arme los und nahm seine Wanderung wieder auf. Vor dem Fenster blieb er stehen und legte die Stirne gegen die Scheiben, die einen feinen Schleier von Dunst über sich liegen hatten.

„Elemer, du irrst!" entgegnete Luise, die ihren Schrecken erst jetzt abgeschüttelt hatte. „Nicht ein einziger ist in unseren beiden Familien, der an Wahnsinn gelitten hätte. — Nicht einer! — Du darfst es mir glauben. Wenn du so etwas im Auge hast, dann grämst du dich umsonst, mein Bub."

Er drehte sich hastig nach ihr um. „Aber ich — ich bin auf dem besten Wege ins Irrenhaus. — Der Geiger Radanyi ist wahnsinnig geworden, wird es heißen."

Sie hob beide Arme und ließ sie ebenso rasch wieder sinken. Er las die Angst in ihren Augen, die seinen brannten sich hinein.

„Mutter, ich seh's ja kommen. Aber versprich mir's, daß ihr mich nicht zwingt zum Leben, wenn es so weit ist mit mir. Und Mutter — laßt mich nicht fortbringen — ich will nicht in der Fremde sterben. Ein Grab in der Steppe will ich haben, — bei dir, bei euch. — Wenigstens im Tode laßt mich bei euch sein. — Mutter — ach Mutter, warum habt ihr mich fortgeschickt."

Sein Kopf fiel auf die Kante des Tisches, neben dem er sich niedergelassen hatte. Sie konnte es nicht mehr mit ansehen, wie er litt. Schweigend erhob sie sich und ging aus dem Zimmer. Er lief ihr nach und holte sie im Flur ein.

„Mutter!"

Sie wandte sich nach ihm zurück. Er legte von hinten beide Arme um ihren Hals und drückte sein heißes Gesicht gegen das ihre.

„Was ist es, mein armer Bub?"

„Nichts!" sagte er leise und ließ sie frei.

Die Haustüre wurde aufgestoßen. Ein Geriesel von Pulverschnee stiebte in den matt beleuchteten Gang. Von draußen kam Pferdewiehern und ein unverständliches Schimpfwort.

Prustend, scheltend, stampfend, schob sich eine Gestalt durch die halboffene Türe, die der Sturm immer wieder in die Angel zurücktrieb. Man sah vorerst nichts als eine Mütze, die kirchturmartig auf einem breitknochigen Schädel saß.

Zwei Hände, in groben Fäustlingen steckend, rissen sie herab und schlenkerten die Schneelast der Haube mit einem Ruck zu Boden. Dann kamen die Schultern an die Reihe, auf denen weiße Tauben zu hocken schienen. Der große Schnurrbart sah aus wie zwei mit Zucker bestreute, weißkandierte Hörnchen. Immer wieder aber griffen die Fäustlinge nach den Schultern, um diese frei zu klopfen. Dann stampften die Füße auf, die in hohen, weiten Pelzstiefeln steckten. Eine ganze Lache Schneewasser rann um den Fremden. Wie kleine Quellen träufelte es von Mütze, Mantel und Beinkleid, das in die hohen Schäfte gepreßt war.

Das Poltern und Schimpfen verstummte. Ein rundes, von Kälte dunkel gerötetes Gesicht lachte den alten Radanyi, der zur Begrüßung aus der Stube herauskam, an.

„Ein Teufelswetter — was? Da bleib einer auf dem richtigen Weg. Solche Gäule, die sind sonst verläßig wie ein Kompaß, wenn's nach Hause geht, aber heut hat sie alles im Stich gelassen und mich mit. Die Schneewehen so hoch", er zeigte in Leibesmitte, „und ein Wind dazu, der einem das Blut zum Stillstand bringen könnte, so verdammt kalt. Und eine Finsternis, daß keiner sehen kann, ob seine Gäule schwarz oder weiß sind. —"

Er trat hinter Radanyi in die warme Stube.

„Aaaah!" die Mantelenden flogen auseinander. Eine dicke, schwarze Lederjoppe kam darunter zum Vorschein und ein Schal, der zweimal um den Hals geschlungen, lang herunterhing. „Kannst du mich behalten, Radanyi? — Dort auf der Bank ist Platz genug. Und die Gäule ducken sich auch im Stall und kuscheln sich zusammen. Die beißen und bocken nimmer heut. Das ist uns dreien vergangen!" kam es mit einem gemütlichen Lachen hinterdrein.

„Dann bleibt ihr halt!" nickte Radanyi. „Du und die Gäule. Kommst du von Debreszin?"

„Ja — Geschäfte, — nicht grad besonders gute, —, wie's eben kommt, geniert mich nicht. — Ein andermal ist es wieder besser."

„Willst du Glühwein haben, Bella?" forschte Radanyi und wandte sich zur Türe.

„Bewahre! — So schlimm steht's nicht. Bring, wie du ihn hast. Brot hab ich selber und eine Schöpsenkeule auch, so groß, daß ein halbes Dutzend davon satt werden."

Das tiefe, gemütliche Lachen klang wieder durch die Stube.

Elemer war eingetreten und musterte den Gast.

„Guten Abend auch, Elemer —" grüßte der Fremde. „Den Bella, den kennst du wohl nimmer, was? Hab dir den Braunen seinerzeit gegeben, weil du so vernarrt in den Wallach warst; weißt du noch?"

Elemer reichte seine weiße, kühle Hand über den Tisch.

„Guten Abend!" sagte er freundlich.

„Krank gewesen?" erkundigte sich der Pferdehändler. „Das wird sich aber jetzt bald geben, wenn man so ein schönes, junges Weib um sich hat!"

Der alte Radanyi sah ihn verärgert an. „Was schwätzt du dummes Zeug. Mein Enkel ist nicht verheiratet!"

„Weiß ich schon," kam es gleichmütig. „Es braucht ja nicht immer gleich ein angetrautes Weib zu sein. Obwohl die heut — die hat wirklich solide ausgesehen, so gar nicht!" er machte einen Hieb in die Luft, schnalzte mit den Lippen und lachte verstohlen für sich hin.

„Bella —"

„Tu nicht so!" kam es undeutlich zwischen den Zähnen, die gleichzeitig die Hammelkeule und große Stücke schwarzen

Brotes zerkleinerten. „Sind auch mal jung gewesen, was Radanyi," nickte er dem Alten zu.

„Bella!" würgte Elemer heraus.

„Jaaa?" Sein Mund schnalzte im Wohlgefühl des Sattwerdens. „Hast dir was Feines ausgesucht. Das paßt zu dir. Wenn ihr auch nebeneinander sein mögt wie Tag und Nacht. — So ein Haar hab ich nicht leicht noch wo gesehen. Wie Weizen, wenn er zum Schneiden fertig ist, und ihre Augen, da hast du gleich den schönsten, blauen Himmel neben dir. Geschmack hast du, Elemer!"

„Bella, du . . ."

Die Augen Elemers starrten in die lustig zwinkernden des Pferdemaklers. Sein Gesicht trägt einen Ausdruck, als sei es das eines völlig Fremden. „Bella . . . du hast? . . ."

„Ja, ja, ich hab sie mitgenommen von Debreszin her ein schönes Stück. Niemand wollte ihr Pferd und Wagen vermieten. Die Debreszíner besitzen vorzügliche Nasen und haben den Sturm und den Schnee gerochen, da wollte sie es zu Fuß probieren! Herrgott, solch ein Einfall! Ein Weib und zu Fuß! Sechs Stunden, wenn es gut geht und schön Wetter hat. Da hab ich ihr neben mir Platz gemacht. — Die hat dich gern, was Elemer? Hast sie wohl schon gut aufgehoben in deiner Stube?"

Mitten im breiten Lachen verzog sich der Mund des Pferdehändlers in jähem Schrecken. Elemer stand vor ihm, die beiden Hände auf die weißgescheuerte Tischplatte gestützt. Bella fürchtete sich vor diesen unheimlich weit geöffneten Augen und diesem flackernden Blick.

„Bist du nicht gut zu sprechen auf sie? — Das konnt ich doch nicht wissen!"

„Wann!" schrie Elemer ihn an. — „Wann?"

„Sag's deutlicher. — Meinst du, wann ich sie aufgeladen habe? So gegen ein Uhr bin ich weggefahren. — Um vier hab ich sie abgesetzt, da draußen, wo die Pappelkrüppel stehen, die drei Stück, — du weißt es schon. — Ich hab ihr die Richtung gezeigt, wo die Schenke liegt. Sie konnte gar nicht fehl gehen. Und weit war es auch nicht mehr. Zwei Stunden, das hat sie ganz leicht machen können!"

„Bella? — —"

„So frag doch!" brummte der Händler. „Sie hat's ja auch getan und hat sich nicht geniert und wollte wissen, ob du daheim bist und was du treibst und ob du gesund bist. — Ich hab freilich wenig genug gewußt von dir, aber sie war's schon zufrieden. Sie ist wohl nicht gekommen, was?"

Elemer war nicht mehr in der Stube. Der alte Radanyi sprang ihm nach. Mit beiden Händen riß er ihn an der Haustüre zurück.

„Großvater, laß mich!"

„Sei doch vernünftig, Junge. — Sei vernünftig!"

Luise Radanyi kam gelaufen.

„Vater, was ist es?"

„Sie ist in Debreszin gewesen!" schrie Elemer. „Ich habe sie gesehen, du hast mir's nicht geglaubt! Und nun irrt sie draußen durch die Steppe, jetzt — in Sturm und Schnee. — Mutter, sie ist ja längst tot — erfroren, erstickt in den Wehen, ertrunken im Hortobagy!"

Der alte Radanyi faßte den Enkel mit unbezwingbarem Griff seiner knochigen, muskulösen Hände.

„Du bleibst!" gebot er. „Was willst du draußen, so wie du bist, ohne Laterne, in Hausschuhen, ohne einen Stecken und ohne Sterne über dir, da kämst du weit!"

Ein Pfiff gellte durch die Csarda. Die beiden Wolfshunde schnellten auf und stellten sich sprungbereit. Aus der Schenke kam ein Knecht und rieb sich die Augen.

„Was soll es, Herr?"

„Die beiden Wallache!" befahl Radanyi. — „Die Laternen blank! — Rasch! — Zieh dich um, wenn du mitkommen willst, Elemer!" er schob ihn nach der Türe seines Zimmers. „Schau, daß er sich ordentlich warm macht und winddicht!" sagte er zu Luise, die mit ihm verschwand.

Fünf Minuten später trat die kleine Karawane aus dem Hause. Bella, der Pferdemakler, knurrte etwas Unverständliches, aber er war trotzdem nicht zu bewegen, zurückzubleiben. Er schalt über die Weiber, den Wind, den Schnee, das schlechte Geschäft, die dummen Gäule, die verkürzte Nachtruhe und hörte nicht auf zu maulen, bis der alte Radanyi ihn zornig anschrie:

„Wärst du in der Schenke geblieben bei deiner Schöpsenkeule und deinem Roten. Kein Mensch hat dich geheißen mitzukommen. Mach kehrt oder laß dein Räsonnieren bleiben!"

Da schwieg er eine Weile und polterte bloß, wenn ein Windstoß ihm den feinen Pulverschnee zwischen die Zähne trieb.

Man hatte die Hunde erst an der Leine geführt. Dann ließ man sie los. Ohne einen Laut von sich zu geben, jagten sie dahin, die Nasen schnubbernd zu Boden haltend. Der Knecht und Elemer saßen auf dem Rücken der beiden Wallache. Sie nahmen die Richtung linker Hand. Der alte Radanyi und Bella stapften rechts ab, den Pappelkrüppeln zu, von denen aber in dem undurchdringlichen Dunkel so viel wie nichts zu sehen war.

Der Schein der Laterne leuchtete kaum zehn Meter nach vorwärts. Es war ein armseliges, schmalspuriges Lichtbündel, das die Dunkelheit gierig in sich aufsog.

Elemer drückte die Zähne gegeneinander und tätschelte mit der freien Hand den Hals seines Pferdes, das absolut nicht gegen den Wind wollte, der meterhohe Schneewehen auftürmte. Es schien, als ritten und schritten diese Männer in einen gähnend aufgerissenen Schlund, aus dem es kein Zurück gab.

Die Haare und Bärte gefroren zu Eis. Nur Elemer tropfte das heiße Wasser von der Stirne über die Wangen in den Mund. Wie Blutgerinnsel rann ihm der Schweiß den Rücken hinab, so warm und klebend.

„Dein Enkel ist ein Narr!" murrte Bella aufs neue. „Jetzt bei Nacht was finden wollen. So ein Weib, das sucht sich schon einen Unterschlupf und erfriert nicht gleich!"

(Schluß folgt.)

Neues über Friedrich Hebbel,

den immer noch umstrittenen großen Dramatiker.

Von Gustav Kohne.

Vorbemerkung der Schriftleitung: Ein großer Teil der verschollenen Briefe Elise Lensings ist zur allgemeinen Überraschung aufgefunden worden; er zeigt Elises Verhältnis zu Hebbel in völlig neuem Lichte.

Düster und schwer, aber auch wuchtig und gewaltig ist im allgemeinen die niederdeutsche Landschaft. Sie ist's um so mehr, je näher sie dem Meere rückt. Die Herbst- und Wintertage an der schleswig-holsteinischen Nordseeküste wissen, wenn der Sturm die Wolken und Nebelschwaden vom Westen über die Deiche daherjagt, ein Lied davon zu singen. Dieser Landschaft entstammt der größte niederdeutsche Dramatiker, Friedrich Hebbel. Alle seine Werke tragen die Herkunft des Verfassers an der Stirn: Ernst, wuchtig, schwer und groß.

Dennoch verlief das Leben dieses gewaltigen Dithmarschers aus dem armseligen Handwerker- und Tagelöhnerhäuschen in Wesselburen nicht ganz so trübe und schwer, wie bisher angenommen wurde. Aus Dr. Paul Bornsteins zweibändiger Forschungsarbeit über den „Jungen Hebbel" — erschienen 1925 bei Erich Reiß-Berlin — wissen wir, daß des Dichters achtjähriger Aufenthalt bei dem Kirchspielvogt Mohr sich in einer Form gestaltete, die weit freundlicher war, als Emil Kuh und Richard Maria Werner sie dargestellt haben. Hebbel zählte zu den angesehensten jungen Leuten des ganzen Marktfleckens. Ja, unter den Provisoren der Wesselburner Apotheke, von denen der eine ein angesehener Arzt und Sanitätsrat wurde, der andere später eine eigene Apotheke auf Helgoland leitete, und den Sekretären und Schreibern der Anwälte und Kirchspielvögte nahm er sogar eine führende Stellung ein. Und seine Tätigkeit wie der ganze Aufenthalt im Mohrschen Hause barg durchaus nichts Herabwürdigendes für ihn in sich. Sein Zeitgenosse Gottfried Keller fühlte sich in einer ähnlichen Schreiberstellung noch als gereifter Mann und berühmter Dichter durchaus wohl.

Bestehen bleibt jedoch die Armut von Hebbels Eltern. Aber Armut braucht sich noch lange nicht mit geistiger Beschränktheit und ehelicher Sittenlosigkeit zu paaren. Albrecht Janßen sucht in einem nach dem Kriege bei B. Behr-Berlin erschienenen Buche nachzuweisen, daß der Dichter nicht der Sohn des Maurers Claus Hebbel sein könne, da er keinerlei Bauernkultur in sich trage. Sich auf ein angebliches Gerücht berufend, will er den Wesselburner Pfarrer Volkmar zu des Dichters leiblichem Vater stempeln. Der Versuch kann als völlig mißglückt angesehen werden. Kein Kenner niedersächsischer Dorfverhältnisse, der sich eingehender mit Hebbels Eltern und des Dichters Wesen und Werken befaßt hat, wird Janßen zustimmen, und es erscheint als eine überflüssige Liebesmühe, daß der bekannte Literarhistoriker Adolf Bartels der Janßenschen Hypothese eine im gleichen Verlag erschienene Abwehrschrift gewidmet hat. Es muß nur im höchsten Grade bedauert werden, daß das Herkunftsproblem überhaupt in die wissenschaftliche Literatur eingedrungen ist, zumal es von vornherein als völlig ausgeschlossen galt, daß ein überzeugender Nachweis zu erbringen war.

Wie leicht Janßen, der sich durch die Feststellung einiger äußerer Geschehnisse aus dem Leben der Personen, die dem Dichter nahe standen, gewiß ein Verdienst erworben hat, im ganzen seine Arbeit nahm, beweist folgender Satz aus seinem Buche „Die Frauen rings um Hebbel": „Wo sind nun

Elises (Lensings) Briefe, diese unschätzbaren Dokumente, geblieben? Die schon häufiger erörterte Frage kann jetzt endgültig beantwortet werden. Sie sind vernichtet." Obgleich Janßen die Briefe nicht kannte, weil sie nach seiner Meinung ja bestimmt vernichtet waren, behauptete er: „Sie enthielten viel belastendes Material für Hebbel."

Zwei ebenso wunderliche wie falsche Behauptungen. Denn erstens ist (bei B. Behr) ein großer Teil von Elises Briefen soeben im Druck erschienen und zweitens etwas Belastendes für Hebbel nach meinem Empfinden nicht darin enthalten. Die Briefe bedeuten eine Ehrenrettung für ihre Schreiberin. Elise Lensing, die Hebbel ihr kleines Vermögen geopfert, sich seinetwegen die Finger blutig gearbeitet, die ihre Mädchenehre an ihn weggegeben und ihm zuliebe den Frieden ihrer Seele eingebüßt hatte, stand in den Augen vieler bis auf den heutigen Tag als eine ungebildete Näherin da, die in ihrem späteren Leben eifersüchtig auf des Dichters Familienglück geworden sei und ihm ärgerliche Szenen heraufbeschworen habe. Noch mehr als das. Als der um neun Jahre älteren Person hielt man ihr auch vor, daß sie in ihrem Liebesleben zwischen sich und Hebbel nicht den nötigen Abstand gewahrt habe. Darin liegt eine völlige Verkennung. Ich habe durch Zitate aus Bornsteins Forscherarbeit und durch die Aufdeckung eines Vertuschungsversuches von Richard Maria Werner einigermaßen einwandfrei festgestellt, daß in diesen Dingen Hebbel der aggressive und damit schuldige Teil gewesen ist.

Durch die jetzt erschienenen Briefe, die von der Verwaltung des ganz vorzüglich geleiteten Hebbelmuseums in Wesselburen (Herwig, Kardel) erworben und herausgebracht sind, wird ohne Einschränkung verbürgt, daß Elise, die ja in Magdeburg die Töchterschule besucht und das Lehrerinnenexamen gemacht hatte, eine gebildete Frau in der allgemeinen Bedeutung dieses Wortes war. Sie war durchaus fähig, sich mit dem Dichter über ästhetische und allgemein philosophische Fragen zu unterhalten. Wenn Hebbel sie dennoch nicht heiratete, so waren dafür in erster Linie wirtschaftliche Gründe maßgebend. Kein Kenner seiner Natur wird dieserhalb einen Stein auf ihn werfen. Kaum je hat ein Dichter seinen Beruf so ernst genommen, wie gerade er es tat. Er wußte aber und hatte es jahrelang bitter erlebt, daß er seiner Sendung nicht genügen konnte, wenn er mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte. Darum entschied er sich für die Hofburgschauspielerin Christine Enghaus, die eine Anstellung auf Lebenszeit im Tische liegen hatte. Wie Elises Briefe aber dartun, hat sie dem Dichter, von dem sie zwei Kinder gehabt, ihre Liebe bis in den Tod bewahrt. Und wenn sie es fertig brachte, Christines vorehelichen Sohn Karl mit sich nach Hamburg zu nehmen und ihn mit aller Liebe ihres edlen Frauenherzens zu betreuen, so zeugt das von einer Größe, wie sie nur selten einer Frau eigen sein dürfte.

Die Brieftasche.

Skizze von Heinrich Zerkaulen.

Im sterbenden Licht der Reklame lag die Großstadtstraße. Es war schon nach Mitternacht, eines nach dem anderen der roten und blauen und gelben Schriftbilder verlosch lautlos wie es gekommen. Nur manchmal noch zuckte ein greller Buchstabe über den spiegelnden Asphalt, auf dem die Öltropfen der Motore lagen wie Fettaugen auf der Suppe.

„Meinst du, ich könnte es jetzt wagen, Hans?"

„Unsinn, Hanna. Es ist eine Marotte von dir, es hilft doch nichts." In Wirklichkeit dachte Hans nichts weiter als: „Du lieber, tapferer Kerl."

Aber da hielt sie sich schon an seinem Arme fest, drehte sich um, ein rascher Blick nach allen Seiten, die Strümpfe herunter, die Schuhe in die Hand genommen. „Komm, Hans", lachte sie. „Ich mache es jetzt jeden Abend so. Es schont wenigstens die Sohlen."

Fragen wir nicht, wie sie ihr Geld verdienten. Sie verkaufte Fahrkarten, er suchte nach einer Stellung. Ein Hundeleben. Wenn sie nicht diesen Mut behalten hätte, diesen irrsinnigen Glauben an ein gutes Ende! Tapferer Kerl. Heute wäre es um ein Haar geglückt, ein Aufsichtsposten, reine Vertrauensstellung. Der Chef sah an ihm herauf und herunter. Seine Papiere waren in Ordnung. Aber Hans sah so abgebrannt aus, die Haare quollen ihm im Nacken. Nicht eine Mark hat man übrig zum Haarschneiden. Und die Schuhe? Also der Chef will es sich überlegen, Hans soll morgen noch einmal vorsprechen. Ach, besser ist, er erzählte ihr erst gar nicht, was sich da angesponnen hat, morgen ist der Faden doch wieder gerissen! „Es tut uns furchtbar leid, aber im Augenblick ist die Stelle besetzt worden. Im Augenblick. Wären Sie zehn Minuten eher gekommen —"

Leute kamen ihnen entgegen, Hans fühlte, wie er rot wurde vor Scham, daß sie barfuß neben ihm herlief. Sie trug die Schuhe unter dem Arm wie ein Paketchen. Aber die Leute merkten nichts. Schließlich, der eine trägt lange Haare bis auf die Schultern herab, der andere läuft halt barfuß in Hut und Kostüm. Es gibt seltsame Heilige auf der Welt.

Wenn er nur seine Nerven behält, überlegte sie. Wenn man nur den Glauben hat und kein Unrecht begeht, der Teufel soll dreinschlagen, wenn es nicht doch eines Tages glückt. Alle Not geht auch nur bis zu einer gewissen Grenze. Sie war ein tapferer Kerl. Warten können ist der beste Wechsel für die Zukunft.

Sie wohnten ziemlich am Ende der langen Straße, in einem der riesigen Häuser, deren Wohnungen immer billiger und immer kleiner werden, je näher es dem Himmel geht.

Eine Mietdroschke überholte die beiden kurz vor dem Ziel. Sie sah, wie der kleine, dicke Herr Müller von Müller & Co. aus dem ersten Stock ausstieg, wie der Chauffeur die Uhr am Wagen drehte, wie Müller bezahlte. Dann suchte er umständlich nach seinem Schlüssel, öffnete die schwere Tür und schaltete das Licht im Treppenflur ein, daß es wie ein breites, lachendes Auge auf die Straße hinaus floß.

Da sah Hans auf der steinernen Treppe zur Haustür etwas Dunkles am Boden liegen, stürzte mit einem Sprung vor, hob die Brieftasche auf und hielt sie Hanna hin.

„Ein Glück, Hans, daß wir gerade nach Herrn Müller nach Hause kommen. Die Tasche wäre sonst futsch gewesen."

„Ja, meinst du, Herrn Müller gehörte sie?" fragte Hans enttäuscht.

„Aber natürlich, Junge. Wie kannst du da zweifeln, er hat den Chauffeur entlohnt, nicht gleich seinen Schlüssel gefunden, vielleicht auch einen kleinen Schwips gehabt. Lauf, du holst ihn noch ein."

„Nein!" sagte Hans da und preßte die Zähne aufeinander.

Sie war im Augenblick so sprachlos, daß sie nur die Augen aufreißen und ihn anstarren konnte.

„Nein", sagte Hans noch einmal, steckte die Brieftasche in den Rock, als gehöre sie ihm, schloß auf und eilte, ohne auf Hanna zu achten und ohne wieder aufzuschließen, nach oben. Noch brannte das Treppenlicht, das Herr Müller angeknipst hatte, es konnten also noch keine drei Minuten vergangen sein. Als Hans am ersten Stock vorüber kam, schlug ihm das Herz so laut, daß er die Hand darüber hielt vor Angst, man könnte es hinter der Türe hören, die Müller eben hörbar zuriegelte. Jetzt legte jener die Kette vor.

Als sie in ihrem Zimmer ankamen, wagte keiner von beiden zunächst Licht zu machen.

„Was tust du, Hans?" flüsterte Hanna. Man merkte, wie ihr die Aufregung den Atem verschlug. „Unrecht Gut gedeihet nicht, Hans."

„Was willst du denn?" fuhr er sie an. „Ich kann die Tasche morgen früh noch hinunter tragen."

„Wie du meinst, Hans." Sie machte Licht.

„Ich will erst einmal nachsehen, Hanna. Vielleicht ist die Tasche gar nicht von Herrn Müller, vielleicht ist überhaupt gar nichts drin, nicht einmal eine Visitenkarte."

„Tatsächlich, sie enthielt nicht einmal eine Visitenkarte, keine Papiere, nur eine Straßenbahnkarte, die abgelaufen war, und einen Fünfzigmarkschein. Sonst nichts.

Ein richtiger, echter Fünfzigmarkschein.

Hanna stieß einen Schrei aus.

„Ich würde an deiner Stelle doch noch sofort hinunter gehen, Hans."

Aber ihm summte der Kopf, seine Hände zitterten. Fünfzig Mark! Er konnte sich Schuhe kaufen, Wäsche, die Nackenhaare rasieren lassen, in aller Frühe zum Chef gehen, die Stelle war ihm sicher.

„Hanna, jetzt höre auf mich. Gehört die Tasche ihm, gut, so weiß er nicht, wo er sie verloren hat. Was spielen die fünfzig Mark bei ihm für eine Rolle! Uns bedeuten sie ein Königreich, mir eine fast sichere Stellung. Gehört ihm die Tasche aber nicht, um so besser. Soll ich sie zur Polizei tragen und anfragen lassen, wer einen Fünfzigmarkschein verloren hat?"

Sie schüttelte den Kopf. „Du kannst es mir einreden wollen, wie du magst, an dem Geld hängt kein Glück."

„Und ich sage dir, diesen Fünfzigmarkschein hat das Schicksal mir auf die Treppe gelegt."

Sie saßen die ganze Nacht, redeten hin und her. Als der Morgen graute, machte sich Hans fertig. Es dauerte noch Stunden, bis er endlich gehen konnte, bis der erste Friseur seinen Laden öffnete. Hanna weinte, aber er ging. —

Der Chef sah ihn noch einmal von oben bis unten an. „Gut. Ich habe auf Sie gewartet. Ich sehe, Sie haben Ihren

Sonntagsstaat angezogen, darin kann man nicht arbeiten. Sie brauchen mir nichts zu sagen; auch ich habe erfahren, was Not ist. Also hier sind fünfzig Mark, damit Sie sich etwas anschaffen können. Als Vorschuß. Übrigens, wären Sie unrasiert gekommen, so wie gestern, ich hätte Sie nicht angestellt."

Hans nahm eine Droschke und fuhr nach Hause. Unerträglicher Gedanke, daß sie um seinetwillen weinte. Und dann weinte sie doch eine Weile weiter und noch viel heftiger. Nicht zu fassen, dieses Glück. Bis sie zusammen hinuntergingen zu Herrn Müller im ersten Stock.

Jawohl, Herr Müller sei zu sprechen. Hans hielt ihm triumphierend die Brieftasche hin mit dem Fünfzigmarkschein seines Chefs.

Nein, die kannte Herr Müller nicht, das mußte schon ein Irrtum sein.

„Ausgeschlossen, Herr Müller. Überlegen Sie doch, Sie kamen nach Hause, es war kurz nach Mitternacht, Sie fuhren im Wagen vor, entlohnten den Chauffeur, fanden den Schlüssel nicht gleich —"

„Aber gute Frau, die Tasche gehört mir nicht, was ich Ihnen sage", lächelte freundlich und bestimmt Herr Müller.

Ganz bestürzt standen die beiden da vor ihm. Übrigens nette Leute, dachte Herr Müller. Und ehrlich waren sie auch, ein seltener Falle heutzutage. Er brauchte einen Menschen, der ihm vertrauenswürdig war.

„Ich finde das sehr anständig von Ihnen, daß Sie mir die Brieftasche anbieten, ohne zu wissen, daß sie mir gehört. Oder vielmehr nicht gehört. Darf ich Ihnen zum Dank einen Vorschlag machen? Ich hätte in meinem Geschäft einen ganz bestimmten Posten frei, durchaus eine Vertrauensstellung, sind Sie gebunden?"

„Ja, Herr Müller", stotterte Hans. „Seit heute früh bin ich gebunden. Mit fünfzig Mark Vorschuß sogar."

„Schade", sagte Herr Müller. „Wirklich schade. Aber mein Haus steht Ihnen offen, sollten Sie mit Ihrem neuen Posten nicht zufrieden sein. Jederzeit offen."

Er ging selbst, den beiden die Türe zu öffnen.

Hanna fiel draußen ihrem Manne um den Hals: „Jetzt glaube i c h an das Schicksal!"

Die kleine Welt.

Der Himmel ist hoch und weit über das Land gespannt,
Daß alles unter ihm Platz hat: Die weiße Felswand,
Der Kirchturm, Zigeunerpferde mit farbigen Bändern
Im Schopf, Hirsche, Nachtigallen und Stare
Und der spielende, blaue und klare
Waldsee mit den schilfigen Rändern.

Liegt ein Kerl im Moose,
Schlägt die Augen auf und im kleinen Stern
Sammelt er alles, den Kirchturm, die Felswand, den
Himmel, und sein Begehrn
Geht darüber und über die Welt hinaus ins Große und
Grenzenlose.

Georg Britting.



Bunte Chronik



*** Ein Denkmal für den Steuerzahler.** Offenbar angeregt durch die verschiedenen Gedenkmale für den „unbekannten Soldaten" geht man in den Philippinen mit dem Gedanken um, dem „unbekannten Bürger" ein Denkmal zu setzen. Man hofft auf diese Weise, im „Mann auf der Straße" Bürgersinn zu wecken und auch die noch etwas ungehobelten Philippinos zu ordentlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen. Der Plan hat, als er in London bekannt wurde, freudige Zustimmung gefunden, ja, in London wurde bereits vorgeschlagen, dem pünktlichen Steuerzahler ein Denkmal zu setzen. Man muß sagen, daß der Gedanke viel für sich hat, denn niemand hat eine derartige Ehrung so verdient wie die große Masse der geduldig ihren Obolus entrichtenden Steuerzahler. Das Denkmal würde, seiner Bestimmung entsprechend, am besten einen unter einer schweren Last keuchenden Mann darstellen, der einen Steuerzettel in der rechten Hand hält.

*

*** Von der Quitte und ihrer Geschichte.** Zu den Früchten, die erst im Spätherbst reifen, gehört die Quitte (Cydonia vulgaris), die von der Insel Kreta stammen soll, weil man sie einst nach der nordkretischen Stadt Kydonia benannte. Obgleich die gelbglänzenden apfel- oder birnenförmigen Früchte roh ungenießbar sind, hat man die „Goldenen Äpfel", wie sie die alten Römer nannten, schon in früher Zeit geschätzt, ja, sie waren bei den Griechen sogar der Göttin Aphrodite geweiht und galten als Geschenke der Liebe. In der altrömischen Küche bereitete man aus den Quitten eine Art Met, indem man die Früchte in Honig legte und dann ein ganzes Jahr stehen ließ. Auch in Deutschland verwendete man die Quitte, die althochdeutsch „chutina", im 9. Jahrhundert „Krähenfuß", aber schon im 12. Jahrhundert „Quitte" genannt wurde, in der Küche, außerdem aber auch in der Heilkunde, da die aus Quitten bereiteten Gelees und Marmeladen besonders als Magen- und Darmstärkungsmittel sehr beliebt waren. Der in den Samenschalen der Quitten enthaltene Schleim wird noch heute in der Medizin, und zwar hauptsächlich als wässeriger Auszug, zur Heilung von Augenentzündungen, wie auch bei der Herstellung von Schönheitsmitteln angewendet. Quitten kann man mit Vorteil auch auf die ihnen nahe verwandten Weißdornsträucher und Ebereschen pfropfen und andererseits wieder Birnen durch Pfropfung auf eine Quitten-„Unterlage" veredeln.

*

*** Im „Siegeszug" zum Gefängnis gefahren.** Der Apotheker Jean Roset in Saint Mandé hielt seinen Laden eines Sonntags eine Stunde auf, um einige Rezepte fertig zu machen. Die Polizeibehörde hatte aber kein Verständnis für die menschenfreundliche Arbeit des Herrn Roset und verurteilte ihn wegen Überschreitung der Verordnungen betreffend Sonntagsruhe zu einer Geldstrafe von vierhundert Franken, im Verweigerungsfalle vierundzwanzig Stunden Einzelhaft. Roset fühlte sich in seiner Ehre beleidigt, dachte nicht daran die Strafe zu bezahlen, und erklärte sich bereit, den einen Tag abzusitzen. Seine Freunde und Verehrer veranstalteten ein Festessen, nach dessen Beendigung der Apotheker in einem blumengeschmückten offenen Auto durch die Stadt und zuletzt zum Gefängnis gefahren wurde. Der Wagen trug eine große Tafel mit der Aufschrift: „Hier fährt der Apotheker, der die Schandtat beging, an einem Sonntag für das Wohl der Menschheit zu arbeiten, und der hierfür ins Gefängnis geworfen wurde!"

*

*** Die „liebenswürdige Woche" in Japan.** Für die im November stattfindenden Krönungsfeierlichkeiten am japanischen Hofe werden im ganzen Reiche der aufgehenden Sonne schon seit langem umfassende Vorbereitungen getroffen. Auch die Verwaltung der Tokio-Eisenbahn trägt dazu ihren Teil bei. Sie hat soeben eine Verfügung erlassen, daß während einer Woche lang alle Eisenbahnangestellten und -beamten, alle Gepäckträger und Arbeiter „ein ständiges Lächeln zeigen sollen, das Gepäck vorsichtig zu behandeln haben und jedesmal, wenn sie angeredet werden, eine Verbeugung machen müssen". Lächeln und Verbeugungen werden aber nicht nur von den Eisenbahnern verlangt, auch das Publikum soll sich während dieser „liebenswürdigen Woche" von seiner besten Seite zeigen. Daher hat man in den Zügen zweihunderttausend Flugblätter verteilt, in denen die Reisenden gebeten werden, gegen die Beamten nicht grob zu werden. Man will auf diese Weise Angestellte und Publikum rechtzeitig daran gewöhnen, die vielfachen Unannehmlichkeiten, die bei dem anläßlich der Krönungsfeier zu erwartenden Massenandrang unvermeidbar sein werden, mit Gleichmut zu ertragen.

Lustige Rundschau



*** Schnell gefaßt.** Er: „Fräulein Erna, wollen Sie nicht meine Frau werden?" — Sie: „Nee, besten Dank, lieber Freund!" — Er: „Schön, reden wir von was anderem!"

*

*** Kinderdefinition.** Lehrer: „Also Leute, die schlechte Kleider und nichts zu essen haben, nennt man arm; wie heißen aber Leute, die Schätze haben?" — Karlchen: „Dienstmädchen."

*

*** Fliegen.** „Kellner!" — „Bitte?" — „Hier schwimmt eine tote Fliege in der Suppe." — „Na, und? Glauben Sie vielleicht, wir können jede tote Fliege einzeln beerdigen lassen?"

*

*** Gemütsmensch.** „Mensch, hast du denn gar keine Angst? Neunundvierzigmal bist du vorbestraft, und morgen sollst du schon wieder vors Gericht!" — „Ach was, Angst! Entweder es gibt einen Freispruch oder ein Jubiläum . ."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.